Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 92. Montag, 4. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Uffpassen, Fräulein Helja!“ lachte er. „Wat meen Se woll, wenn Se da runter purzeln! Hals un Beene und unter Umständen ooch nochs Jenicke brechen Se sich da!“

Der Schreck darüber fuhr ihr erst nachträglich in die Glieder und war nach einer Viertelstunde noch nicht ganz verschwunden.

Sie begann sich nach und nach einzuleben. Und wenn es ihr auch nicht gefiel, auszuhalten war es . . . besser jedenfalls als — drei Tage hungern müssen! Die Vorstellung, den ganzen übrigen Teil des Jahres in diesem Fleischerladen verbringen zu müssen, war allerdings nichts weniger als verlockend.

Schon eines Umstandes wegen . . . und der hieß Fred Kulicke!

Ein großer, stämmiger Naturbursche mit Ringkämpferarmen und festem Nacken, mit struppigem Schädel und Augen im kantigen Gesicht, die sich nicht ganz gleichgültig mit Helga Wendhus beschäftigten.

Sie merkte es erst kaum. Eines Mittags aber — der Meister und die Meisterin hielten ihr Verdauungsschläfchen — stand sie an der Küchentür und schaute den beiden Dempsey und Schmeling spielenden Lehrjungen zu. Da fühlte sie auf einmal eine schwere Hand sich um ihre Hüfte schieben. Ganz sacht und zutraulich.

Sie wandte sich erschrocken um und sah in das lachende Gesicht Fred Kulickes. Hastig entwand sie sich seinem Griff und warf ihm einen so strafenden, abweisenden Blick zu, daß sich sein Lachen verlor und ein ungewisses Glimmen in den Augen zurückblieb.

Er wagte es nicht ein zweites Mal. In Helga aber blieb ein banges Fragen. Sollte sich denn hier dasselbe unangenehme Spiel wiederholen wie mit Wilsnack? Was war denn nur an ihr, das in diesen Männern den Wunsch weckte, die Hand nach ihr auszustrecken?

Im Laufe des Nachmittags wich die leise Unruhe . . . war aber jäh wieder da, als sie nach dem Abendbrot das Geschäft verließ, um nach Hause zu gehen. Fred Kulicke stand vor der Tür und grüßte sie mit einem etwas verlegenen Grinsen.

„Sie haben doch nischt dajejen, Fräulein Helja, wenn ick Sie zu Hause bejleite?“ fragte er.

„Doch!“ sagte sie rasch. „Ich habe nur einen Weg von fünf Minuten . . . und den finde ich allein!“

„Is denn det so schlimm, wenn ick neben Ihnen hertroddele?“

„Schlimm ist das nicht, aber ich mag es nicht!“

Sie setzte sich in Bewegung. Er blieb neben ihr.

„Haben Sie denn nicht gehört, Fred? Ich will nicht, daß Sie mich begleiten!“

„Sind Se man nich jleich so krabbelig! Ick tu Ihnen doch nischt. Un wenn ick een bißchen mit Ihnen jehe, denn kann doch keen vernünftiger Mensch da wat bei finden!“ beharrte er.

Sie blieb stehen.

„Bitte, Fred!“ sagte sie in fast flehendem Ton. „Tun Sie mir den Gefallen, und lassen Sie mich allein gehen. Ich möchte nicht, daß Sie mich begleiten!“

Er stand zögernd vor ihr.

„Bin ick Ihnen denn so unsympathisch?“

„Das nicht, Fred . . . nein . . . nur . . . bitte, bitte, lassen Sie mich in Ruh!“

Eine förmliche Angst vor diesem großen starken Menschen überkam sie plötzlich, der sie, wenn er wollte, zerbrechen könnte mit seinen muskulösen Armen. Und Angst, herzschüttelnde Angst, es könnte noch einmal eine ähnliche Szene kommen wie damals im Kontor Wilsnacks. Schlimmer noch, denn gegen diesen Riesen hätte sie sich überhaupt nicht wehren, hätte auch ein Richard Weghart nichts ausrichten können.

Er schob die Mütze aus der Stirn.

„Na, wenn Sie denn durchaus wollen . . . jute Nacht, Fräulein Helja!“

Drehte sich um und stapfte davon.

Sie atmete auf und legte die Hand auf die Brust. Darunter schlug das Herz in rasendem Takt.

Langsam ging sie weiter. Mit hängendem Kopf.

Wie furchtbar das war. Dort die rohe, sinnlose Gier eines Mannes, vor dem sie Ekel empfand . . . hier das Aufdämmern eines Gefühls in einem Manne, der ihr gleichgültig war.

Wie sollte das nun wieder werden? Abermals gehen . . . wieder arbeitslos werden? Mit Thielemann sprechen?

Ach nein . . . lieber mit ihm selbst. In aller Ruhe . . . er schien doch nicht unzugänglich zu sein.

Sie tat es am andern Tage. Er hörte sie ruhig an und antwortete dann mit einem richtigen Seufzer.

„Sie jefallen mir, Fräulein Helja . . . ja, ehrlich jesagt, ick hab Sie jern. Ick weeß nich, warum Sie mir nich wollen . . . aber scheen, ick werd Sie in Ruhe lassen, bis Sie von selber kommen!“

Er hielt Wort. In den nächsten Tagen schien er sich nicht um sie zu kümmern, grüßte kurz, sprach kein Wort mit ihr, wenn es nicht sein mußte . . . aber wenn er sich unbeachtet glaubte, verschlang er die feine Gestalt Helgas mit seinen Blicken. In allen Fingerspitzen zuckte es ihm, seine Hände um ihre Hüfte zu legen und den vollen roten Mund zu küssen.

Sie sah ihm an, daß er sich nur mit Mühe bezwang. Und hatte immer wieder Augenblicke, in denen sie sich vor ihm fürchtete. Fürchtete vor dem Moment, in dem die in ihm bohrende Glut hervorbrechen und sie umzingeln würde.

Was das für Menschen waren!

So unbeherrscht, so urwüchsig! Alles, was sie fühlten, mußten sie sofort zeigen. Alles, was ihnen gefiel, wollten sie sofort besitzen.

Rolf Raynard, Erich Kayserlingk, Fredy Karr, Ernst Krehan und all die andern . . . auch denen gefiel sie, unter ihnen war mancher vielleicht, der sie begehrte . . . und doch wäre es keinem von ihnen eingefallen, einfach die Hände auszustrecken und sie nehmen zu wollen!

Wie kam das? Dachten und empfanden jene anders als Menschen von der Art Fred Kulickes?

Sie wußte es nicht.

Der Juli verging. Die erste Woche im August.

Ein stiller Nachmittag wars. Seit einer Viertelstunde hatte sich kein Käufer sehen lassen. Die Menschen gingen vorüber . . . hin und her, Wagen rollten vorbei, Autos und Straßenbahnen . . . und über allem lag der Glanz der Augustsonne, formte goldflimmernde Spiegel aus den gegenüberliegenden Fensterscheiben und ließ die Steine des Fahrdamms flirren, als wären sie durchwirkt mit Millionen winziger Edelsteine.

Helga Wendhus stand am Schaufenster und sah hinaus auf die Straße.

Und hatte Sehnsucht. Sehnsucht nach einer Stunde in ihrer Villa, nach einer Stunde mit den alten Freunden, nach einer Stunde jagender Fahrt in ihrem Horch!

Unbefriedigtsein war in ihr. Die Tätigkeit als Ladenmamsell füllte ihr Inneres nicht aus, wie es die Arbeit im Büro doch immerhin teilweise getan hatte. Die Umgebung, die Menschen dieses Kreises . . . alles schuf je länger je mehr eine Atmosphäre des Unbehagens, die sich um ihr Denken spannte und sie aufseufzen ließ im Verlangen nach etwas anderem.

Es war doch ein Unterschied zwischen Arbeit und Arbeit. Und nicht jeder Mensch ist für jede Arbeit geschaffen. Was dem einen spielend von der Hand geht, bereitet dem andern Qual.

Aber auch das gehörte vielleicht zu den Früchten dieses Jahres: das Gefühl des Müssens, dem sich alles andere unterzuordnen hatte in unbedingtem Gehorsam.

Wer weiß, wieviel Millionen es gab, die jahraus jahrein in einem verhaßten Berufe standen und doch ihre Pflicht erfüllten — erfüllen mußten! Richard Weghart war es ja nicht anders ergangen, bevor sie in sein Leben trat und ihn in die ihm gemäße, ihm bestimmte Bahn lenkte.

Richard Weghart . . .

Sie fuhr plötzlich zusammen und starrte durch die große Schaufensterscheibe auf die Straße.

Da humpelte einer vorbei mit schwer nachschleppendem Fuß, den Kopf gesenkt.

Der sah aus wie Richard Weghart!

Sie riß die Tür auf, trat hinaus . . . sah ihm nach. Er war es!

„Richard!"

Sie rief es ganz impulsiv, aus der Freude des Augenblicks heraus. Dem jungen Mann gab es einen Ruck. Er blieb stehen, wandte sich um und sah sie an.

Wenige Schritte nur waren sie voneinander entfernt. Sie erkannte das aufflammende Leuchten in seinen Augen, sah die Glut über sein Gesicht wellen und war bei ihm, ergriff seine Hand und drückte sie, als sei er der liebste Mensch, der ihr überhaupt begegnen könnte.

„Wie kommen Sie denn hierher, Richard", lachte sie. „Ist es nicht komisch . . . gerade dachte ich an Sie!"

Richard Weghart brachte noch kein Wort hervor vor Verlegenheit und Überraschung. In seinem Gesicht wechselte die Farbe, nur das glückhafte Leuchten in seinen schönen Augen blieb.

Ihre Frage machte ihn noch hilfloser. Er konnte ihr doch nicht sagen, daß es die Sehnsucht nach ihr war, die ihn durch die Straßen wandern ließ, durch die er so oft mit ihr geschritten! Immer in der leisen Hoffnung und doch gleichzeitig in der Furcht, sie zu treffen und sich auf verbotenem Wege ertappt zu wissen.

Sah sie es ihm nicht an, daß er nur ihretwegen hier war!

Sie betrachtete ihn. Er hatte sich nicht verändert in den paar Wochen . . . nur um seinen Mund war ein neuer Zug des Erlöstseins, des Gefundenhabens.

„Ich . . . ich gehe nur ein bißchen spazieren", stammelte er, sich mählich ermannend.

„Vor allem muß man wohl erst einmal gratulieren zu dem großen Los, das Sie gewonnen haben?"

„Ja!" sagte er glücklich und blickte sie an. „In der nächsten Woche beginnt das erste Semester!"

„Wissen Sie was, Richard? Ich habe jetzt leider keine Zeit . . . ich bin nämlich Verkäuferin in dem Fleischergeschäft dort! Aber kommen Sie heute abend gegen 8 Uhr . . . holen Sie mich ab, dann können wir uns richtig ausplaudern, gelt?"

Er nickte benommen. Fühlte ihren Händedruck und sah sie hinter der Tür verschwinden, durch die eben vor ihr eine Kundin den Laden betreten hatte.

Minutenlang rührte er sich nicht vom Fleck. Es zog ihn zum Schaufenster . . . aber er fand nicht den Mut dazu. Langsam humpelte er davon und wäre doch am liebsten gesprungen vor Seligkeit. Heute abend durfte er wieder neben ihr hergehen, ihre weiche, warme Stimme hören, ihre Nähe atmen . . . nach so langer, langer Zeit!

Als Helga kurz vor 8 Uhr auf die Straße trat, wartete er schon auf sie. Und Seite an Seite gingen sie die Köpeniker Straße hinunter, schweigend erst, als koste einer des andern Dasein aus, dann sie erzählend von dem, was sie in der Zwischenzeit erlebt hatte . . . ganz aus sich heraus, aus der Schwere des Sichalleinfühlens heraus sprach sie, wie zu einem bei dem sie letztes Verstehen wußte.

Er ging stumm neben ihr her und lauschte und hörte in sich den Sang, der ihn über Alltagsgrau hinwegschob in strahlendes Licht, in die Sphäre der Wunschlosigkeit.

Nicht weit waren sie gekommen, als sich mit einem Mal eine große klobige Gestalt mit brüskem Ruck zwischen sie schob und den schmalen Richard Weghart mit einem wütenden Zischlaut beiseitestieß.

Erschrocken stand Helga still und starrte in die erregten Züge Fred Kulickes.

„Was soll das heißen, Fred?"

„Wenn der Jammerlappen da Sie bejleiten darf, denn darf ick es ooch!" grollte er. „So ville wie der bin ick noch allemal!"

„Herr Weghart ist ein Freund, den ich schon lange kenne und nun zufällig wiedertraf!"

„Zufällich! Det kenne ick!" lachte Fred zornig. „Also darf ick nu ooch mitjehn oder nich?"

Empörung schoß in Helga hoch, die Angst vor dem Riesen überwucherte.

„Hören Sie mal, Fred, Sie haben nicht das geringste Recht, in diesem Tone mit mir zu sprechen, merken Sie sich das. Wenn Sie sich nicht zu benehmen wissen wie ein anständiger Mensch, dann lassen Sie mich überhaupt in Ruh! Ich suche mir meine Begleitung noch immer selbst aus. Der junge Mann dort ist ein Freund . . . Sie tun alles, was geeignet ist, es nicht zu werden!"

Unter ihren Worten duckte sich der große Mensch gleichsam in sich zusammen. Sein Zorn verrauchte. Übrig blieb nur der Mann, der ein Weib liebt und um dieses Weibes willen alles tut, was es von ihm verlangt.

„Es . . . es war ja nich böse jemeint", druckste er. „Ick meente man bloß, det ick doch schließlich detselbe Recht habe wie ein anderer . . ."

„Nein, das haben Sie eben noch nicht, Fred . . ." Plötzlich war ein Lächeln um ihren Mund, ohne daß sie vielleicht darum wußte. Das Lächeln des Weibes, das den Augenblick der Überlegenheit über die physische Kraft des Mannes empfindet und ihn auskostet in einem das Blut durchrauschenden Prickeln. „Aber wenn Sie ein wenig anders werden, ist es nicht ausgeschlossen, daß ich es Ihnen noch einmal zugestehe. Und jetzt lassen Sie uns gehen!"

Sie nahm Richard Wegharts Arm und wandte sich.

Der Riese stand mit den Fäusten in den Hosentaschen und sah ihnen nach.

„Verdammt!" knurrte er in sich hinein. „Mit so eenem Krüppel jeht se, un mich läßt se stehen wie een dummen Jungen." Und doch trottete er den Weg zurück und schaute sich nicht mehr um.

Helga Wendhus aber ging mit Richard Weghart nach Hause, kochte Tee und setzte sich ihm gegenüber. Und ließ sich erzählen von sich und seinen Plänen.

(Fortsetzung folgt.)

Die weiße Lif.

Aus dem Leben eines Wiesels von Otto Ehrhart-Dachau.

Die reine, weiße Landschaft, die gestern abend noch harter Frost umklammert hielt, wirkt jetzt schal und grau. Über Wald und Moor segeln schwere Wolkenfetzen. Im Osten schwelt ein roter Schein, man ahnt ihn mehr, als man ihn sieht. Der Föhn, der von den trüben Bergen herunterstreicht, ärgert das Blut, macht alles unruhig, fiebrig und heiß.

Im Graben unter den überhängenden Weiden im Moor schnürt ein Fuchs. Der schaut recht verdrossen aus. Die ganze Nacht unterwegs, hat er noch keinen Fang gemacht.

Jetzt, wo der schlanke Rüde den Steg bei den Torfhütten überquert, schlägt ihm blutwarmer Mäusedunst in die Nase. Er verhofft froh, zieht dem guten Dunste nach, dem zwar noch ein anderer, störender, beigegeben ist, und findet das Großwiesel mit der Maus im Fange hoch auf den trockenen Wasen in der Torfhütte sitzen. Das graziöse, schlanke Wesen äugt furchtlos auf ihn herab, und als er nun — dumm genug — nach ihm schnappt, läßt es die Maus nicht fahren. So dumm ist Lif nicht. Sie faucht ihn nur giftig an und behauptet ihren Platz. Der Fuchs, der kein Meister im Hochsprung ist, und außerdem weiß, daß er Lif nie erwischt, schwenkt wütend die Lunte und zieht ab. Jetzt aber los, auf die Fasanen!

Der schönen Lif, mit ihrer wundervollen, weißen Winterschutzfarbe, mit dem gelblichen Bauchhaar, und mit nichts Auffallendem als höchstens einem kleinen, schwarzen, koketten Schwanzspitzchen behaftet, fiel der Mäusefang nicht so schwer. Mühelos konnte sie die Nager bis in ihre letzten Unterschlupfe verfolgen. Sie spazierte durch deren Schneegänge, wie auf eigens für sie gemachten Straßen, lauerte unsichtbar, weiß im Weißen, vor den Erdlöchern, um dann die unvorsichtige Beute mit einem einzigen Biß zu töten. Damit war das Schönste für sie erledigt. Lif liebte die Jagd, den Sport als solchen und die damit verbundene Aufregung mehr als ihr Wild, das sie oft unberührt liegen ließ. Aber: Nehmen ließ sie sich nichts! Sie war furchtlos, tapfer, wagte sich an Tiere heran, die sie an Kraft und Größe um ein Gewaltiges überragten; im Zorn oder in Not kannte ihr Mut keine Grenzen. Heikel ist Lif. Die Maus, die sie vorhin gefangen und unter gar keinen Umständen dem Fuchs ablassen wollte, läßt sie jetzt angewidert liegen. Sie gelüstet schon wieder nach anderem. Der Föhn steckt auch ihr im Blut und macht dieses Quecksilber von einem Tierchen noch rastloser, als es schon ist. Also läuft sie an den Sparren auf und ab, steckt die Nase in jeden Winkel des Schuppens, durchstöbert Boden und Dach. Aber da ist nichts Interessantes zu finden!

Der Tag will heute nicht erwachen. Ein milchiger Dunst verschleiert die allernächsten Dinge. Durch die flachen Nebel, die vor dem Dorfe liegen, dringt schwacher Lichtschein, hört man das Brüllen hungrigen Viehes. Eimer schleppern, Brunnenschwengel quietschen und Hunde kläffen. Aber nichts ist laut. Jedes Geräusch kommt weich verweht, matt und klanglos daher geschwommen.

Plötzlich schrickt sie zusammen, steht sie wie ein Pfahl. Hochaufgerichtet sichert das Wieselweibchen, nur die kleine schwarze Rutenspitze zuckt nervös, mit aufgesträubten Haaren. Lif hat eine Witterung bekommen, die sie sehr erregt ....

Rambatz, der verdammte Dorfköter, der tags so brav an der Kette liegt und nachts von seinem ahnungslosen Besitzer zur Hofbewachung freigelassen wird, hat hier wieder einmal gejagt. Sie spürt die ihr unangenehme Witterung scharf, daneben aber einen anderen, köstlichen Dunst, den eines frisch schweißenden Hasen. Ob er den Rammler gekriegt hat?

Mit weiten, flachen Sprüngen folgt Lif der Spur dieser Jagd, die mit vielen Haken durch das Moor führt. Bei den Erlen am Hügelrand hat der Hase geschickte Mätzchen gemacht, die den Hund irritierten. Lif arbeitet nur die Schweißspur des Hasen aus. So lange, bis nach einer Weile wieder die kälberhufgroßen Stapfen des Hofhundes dazu stoßen. Jetzt ging die Hatz wieder zurück, und endlich weit über den Hügel hinauf einen Waldschlag, und in diesem, zwischen Brombeerranken und Gestrüpp, hatte der Hund die Spur verloren.

Lif hält sie besser. Sie weiß, daß der Hase durch das Stangenholz geflohen ist, aber der dunkle Waldboden da drinnen paßt ihr nicht. Sie fühlt genau, daß sie dort zu auffallend wirkt, ihre Farbe ist zu grell in diesem Gelände. Deshalb umschlägt sie den Ort, und richtig, drüben führt die Spur wieder in eine weite, verschneite Jugend hinaus. Der Dunst nimmt zu. Lif richtet sich auf, windet ... jetzt ist er warm! Sie sackt wie tot zusammen, versinkt im Schnee. Das ist kein Raubtier mehr, das da listet, das ist eine herzloskalte, weiße Viper.

Der geplagte Hase hat sich unter die überhängenden Äste einer Jungfichte gedrückt. Vielleicht hat er schon vergessen, daß ihn der Köter jagte. Vielleicht denkt er gar nimmer an diese vorhergegangene Jagd. An jene entsetzliche, viele Kilometer lange Flucht, auf der Landstraße vor dem blendenden, schnaubenden Ungetüm, das ihn schließlich doch einholte, den rechten Vorderlauf abbiß und damit den Hund auf seine Spur setzte. Ach, was ein Auto ist, und daß ein einziger frischer Satz ins Dunkle hinein Rettung vor der gefühllos geführten Menschenmaschine brächte, das werden die Gamaschenbrüder wohl nicht so schnell begreifen lernen ... Dreierlei aber empfindet das Tier bestimmt: die fremde Umgebung, seine zerquetschte Pfote, und die Unsicherheit, die Verwundetsein jedem freien Tiere verschafft. Es ist ein hartes, arterhaltendes und strenges Gesetz der Natur: Wer krank ist, wer Blut verliert, verrät sich leicht, muß sich verstecken, sonst ist er verloren. Zweimal gejagt in einer Nacht, einmal mit 60 Kilometer Geschwindigkeit und einmal mit zerquetschter Pfote, das ist selbst für den kräftigsten Hasen zu viel.

Immerhin. Es ist still hier oben und nach dem Erlebten fast behaglich. Der Föhn rauscht in den Kronen. Die hohen Bäume fangen alles ab, was die junge Pflanzung stören könnte. Der kranke Rümmler nickt vor sich hin.

Plötzlich, warum? — ist Unsicherheit da. Knackte ein Zweig? War es überhaupt einer? Oder am Ende? Raus aus der Sasse!! Ah! Da hockt es ihm schon im Genick, weiß, leicht wie eine Feder, festgebissen, aber im ersten Anhieb nicht tief genug. „Oh — weh — oh, weh — we — eeh!" geht die Klage. Läuse schnellen, poltern sinnlos durch Ranken und Gestrüpp, über meterhohe Hindernisse fegt die Jagd, aber der weiße Reiter läßt sich nicht abschütteln. Hinaus auf den Waldweg, ta-tapp, ta-tapp! Durch die Schonung hinunter, ein paarmal überschlagen und schnell weitergetrampelt, sonst ist es aus. Und auf dem ganzen Wege hilflos, mit der kleinen, dünnen Menschenstimme geschrien. Lif stört das nicht, sie kann reiten. Ihre Zähne sind wie Klammern. Wie ein Blutegel haftet sie an ihrem Opfer. Das wird endlich müder, aus Geschrei wird Röcheln, und wie der Hase beim nächsten Sprunge taumelt, schickt sie ihn mit einem einzigen, furchtbaren Biß zu Boden. Sie trinkt sein Blut, sie berauscht sich förmlich daran, ihre weißes Köpfchen ist dunkel bespritzt; satt und zufrieden tanzt sie umher, springt, überschlägt sich vor Glück und rennt dann in einem Zuge durch Gräben und Unterschlupfe hinunter ins Moor.

Es ist wieder still wie vorher. Der Föhn weht und Schnee fällt von den Zweigen. In den Stauden steht plötzlich ein Fuchs, windet, sichert. Mit den Fasanen ist es nichts gewesen. Aber dies hier, endlich herrlich! Knochen krachen... Und der trübe Tag steht auf.

Der Eingeweihte.

Von **Henri van Wermeskerken.**

Es war ein gewöhnlicher Brief, der den Auftrag zum Kauf einiger Industriepapiere enthielt.

Für Deckung war gesorgt. Die Bank führte den Auftrag aus und sandte die Abrechnung an den noch unbekannten Kunden, der als J. J. G. Janssens in Venlo eingetragen wurde.

Eine Woche hörte man nichts, dann kam ein zweites, fast gleichlautendes Schreiben, mit welchem Order zum Verkauf der Industriepapiere und zum Blankoverkauf einiger Zuckeraktien gegeben wurde.

Genau eine Woche später, wieder am Montag, brachte die Post eine neue Order: Deckungskauf für die Zuckeranteile und Kauf von Petroleumeffekten, zehn Stück. Am nächsten Tage stiegen die Zuckerpapiere, und der ganze Markt war fest, auch die Petroleumanteile.

Und es begann die Aufmerksamkeit des Chefs der Effektenabteilung zu erregen, daß jede Transaktion des Herrn Janssens günstig für ihn verlief, und daß dieser Herr, den er nie gesehen hatte, entweder äußerst gut informiert sein oder eine feine Nase für Kurssteigerungen haben mußte. Nach einigen Wochen begann er den Briefen aus Venlo besondere Beachtung zu schenken. Diesmal bestellte der Auftraggeber ein paar Fordanteile. Und die Fordaktien stiegen in der Woche plötzlich auf die Nachricht hin, daß Ford eine Fabrik in Amsterdam bauen würde. Vierzehn Tage darauf wurde auf eine große Elektrizitätsgesellschaft getippt, und der Abteilungschef, der den Kopf voll privater Sorgen hatte, kaufte ebenfalls für einen kleinen Betrag. Wieder mit Erfolg. Als eine Woche später Order kam, die Elektrizitätspapiere zu verkaufen, zögerte der Chef, was seine eigene Spekulation

anging, und bezahlte sein Zögern sofort mit der Einbuße jeglichen Gewinnes.

Er hatte früher schon einmal mit dem Direktor über die besonders guten Tips des Herrn Janssens gesprochen, doch dieser hatte nicht viel darauf geachtet. Eines Montags kam er jedoch, um beiläufig Einsicht in den Brief zu nehmen, der diesmal Auftrag zum Verkauf von Tabakanteilen und Ankauf von Oleffekten erteilte.

Genau eine Woche später kam er wieder, um den Brief zu lesen, und ordnete dann an, daß die bewußten Briefe in der Folge stets zu ihm geschickt werden mußten. Von dem Augenblick an ging es wie ein Lauffeuer durch die Bank ... dieser Herr Janssens in Venlo mußte Quellen haben, so gute Quellen, daß alle seine Tips bombensicher waren. Er war ein wirklicher „Insider". Der hatte in einigen Monaten, während viele verloren, Tausende verdient. Am nächsten Tage wußten mehrere Angestellte, daß er seine Tips direkt aus London bekam, während andere von zuverlässiger Seite gehört hatten, daß er nur der geheimnisvolle Strohmann einer hochgestellten Persönlichkeit war.

Von nun an ging jeden Montag der Brief aus Venlo direkt ins Direktionszimmer. Für die ganze Bank begann eine Aureole aufzuleuchten um das verehrungswürdige Haupt des unbekannten Herrn Janssens.

Der Direktor sagte zu seinen besten Kunden, wenn sie zögerten: „Kommen Sie nächsten Montag mit heran, vielleicht daß ich Ihnen dann einen kleinen Tip geben kann, der Ihnen nur von Vorteil sein wird."

Und jede Woche oder manchmal alle vierzehn Tage kamen die Briefe aus der kleinen Provinzstadt mit Kauf- und Verkaufsorders ... Und der Kredit des Herrn Janssens stieg immer mehr. Auch der von verschiedenen sehr guten Kunden. Und die Direktion verglich ihre eigenen Meinungen stets mit den letzten Aufgaben des Herrn Janssens und orientierte sich danach. Der tüchtige Kunde in Venlo hatte den starken Rückgang des Kupfermarktes schon vorausgesehen, als noch niemand seine Anteile abstieß. Man gewöhnte sich an seine Briefe. Sie wurden das Barometer für die Börsengeschäfte der Bank. Der Name Janssens wurde nur leise und mit hoher Ehrerbietung ausgesprochen. Man nahm als sicher an, daß er der Strohmann einer glänzend informierten, hohen Persönlichkeit war, die hinter den Kulissen zu bleiben wünschte.

Da blieb der Brief einmal zwei Wochen hintereinander aus. Man war sprachlos, beschloß zu telegraphieren, daß schon den zweiten Montag kein Brief gekommen sei. Es kam keine Antwort. Aber zwei Tage später kam ein Brief mit Trauerrand, in dem Herr Janssens mitteilte, daß er in einigen Tagen persönlich kommen würde, um mit den Herren über eine gute Anlage in Obligationen zu sprechen. Zugleich erteilte er Anweisung zum Verkauf sämtlicher Aktien.

Allgemeine Bestürzung. Sollte man einen solchen Kunden verlieren? Sollte der Markt fallen? Der Portier wurde angewiesen, Herrn Janssens nach seiner Ankunft direkt ins Direktionszimmer zu führen. In jenen Tagen war die Bank sehr zögernd in ihren Ratschlägen. Man war so gewöhnt an die beinahe nie versagenden Tips des Venloer Kunden, daß man wie im Dunkeln tappte.

Die ganze Bank sah mit Spannung dem Donnerstag entgegen, an dem Herr Janssens seinen Besuch angesagt hatte.

Kurz vor Beginn der Börsenzeit sah der Portier, der gerade vor dem Hause stand, einen einfach gekleideten Herrn aus einem Taxauto steigen. Er folgte dem Mann in die Büroräume und sah ihn zögernd umherblicken. Schon wollte er ihn hochmütig fragen, welchen Schalter er wünschte, als ein leise ausgesprochener Name ihn ehrfurchtsvoll zusammenklappen ließ.

„Bitte, hierher, mein Herr ... der Herr Direktor erwartet Sie ... gehen Sie nur voran!"

Die Beamten steckten die Köpfe aus den Schalterfenstern, vergaßen die Kunden zu bedienen, sahen erstaunt nach dem liegenden Stehumlegekragen, dem Trauerband um den Arm, dem bescheidenen Anzug des unverkennbaren Kleinstädters.

Auch der Direktor blieb erstaunt stehen. War das der Mann, nach dessen Tips man seine Ratschläge einrichtete? Noch erstaunter hörte er die verlegenen Erklärungen an: „Meine Frau ist gestorben, ich spekuliere nicht mehr."

„Aber mit solchen Quellen, wie schade, Herr Janssens!"

„Nein ... ich hatte keine Olpapiere mehr."

„Ich meine Quellen ... tuyaux ... Tips!"

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an Herrn Janssens.

„Nein, die hatte ich nicht. Sehen Sie, ich habe früher immer verloren. Wenn jemand mir schwarz auf weiß vorrechnete, daß Aktien positiv steigen mußten, mußten, verstehen Sie, dann ging es bestimmt verkehrt. Dann tat ich einige Zeit das Gegenteil, und wieder ging es schief. Da sagte meine selige Frau: „Alles Unsinn, alles nur Glück, Jan." Und wir dachten uns das Folgende aus. Wir fertigten eine Liste der wichtigsten Effekten an, in denen am meisten gehandelt wurde. Und einmal in acht oder vierzehn Tagen, am Sonnabend, gab ich meiner Frau die Liste, sie machte die Augen zu und stach mit einer Nadel dreimal hinein. Das bedeutete dann kaufen. Und sie stach noch dreimal in die Liste der Werte, die wir gekauft hatten, und das bedeutete verkaufen. Dann schrieb meine Tochter den Brief, und so ist es fast immer gut ausgegangen. Nun ist meine Frau gestorben, sehen Sie?"

Der Direktor sah es.

Mit großen Augen starrte er den kleinen Mann aus der Provinz an.

„Sie ... Sie ... stachen also ...?"

„Nein, meine Frau stach."

Der Direktor lächelte eine Sekunde ... schmerzlich. Erledigte selber mit ihm das Geschäftliche und geleitete ihn persönlich hinaus. Niemand durfte die Wahrheit erfahren.

(Berechtigte Übersetzung von Willy Blochert.)

Eine Heimkehr.

Von Erika Weiß.

Puccio war, wie sein Heimatland Korsika, rauh und wild. Nur eine Zärtlichkeit kannte er: sie galt seiner Mutter. Sie war für ihn der Inbegriff alles Schönen, und sein ganzes stürmisches Herz hing an ihr. Schon als kleiner Knabe brauchte er nur an sie zu denken, und er unterließ jeden dummen Streich. Die Jahre seiner Wanderschaft sollte er auf dem Kontinent verbringen. Der Abschied war für ihn sehr schwer, und immer noch vermeinte er damals ihre Gestalt zu sehen, die ihm von den Felsen aus nachwinkte. — Viele schlechte, häßliche Dinge lernte er auf der Wanderschaft kennen, aber nichts blieb davon an seiner kinderreinen Seele haften. Oft schienen ihm Frauen schön und begehrenswert, aber wenn er sie mit der fernen Mutter verglich, erschienen sie ihm plump und häßlich. Gingen andere Burschen zu Tanz und Vergnügungen, so saß er still und einsam und malte sich seine Heimkehr aus. Er sah seine Mutter vor der Türe sitzen und ihre wehmütigen Augen den Weg suchend, den er kommen mußte. Er sah das zarte madonnenhafte Gesichtchen vor sich mit der schönen Haut, die dem zarten Gelb eines abgeschälten Baumstammes glich, und den kleinen Mund, der gleich einer herzförmigen verharschten Wunde ihn traurig anlächelte. Oder ihre gazellenschlanke Gestalt stand am Meer, und der Wind legte ihr die Kleider fester an den Körper, daß die schönen Formen noch sichtbarer hervortraten, und der ferne blaue Himmel hüllte sie ein. So war ihm die Mutter nicht nur Mutter allein (geworden), sie ersetzte ihm auch die Geliebte. Er brauchte niemand, wenn er an sie dachte und gleich seinem Heimatland stand er wie ein Fels einsam in dem Menschenmeer, und die Wellen der Anfechtung berührten ihn nicht. Seine Gedanken waren immer bei der Heimkehr, und er wußte, daß die Wehmut aus ihren Augen verschwinden würde, wenn er zurückkehrte, denn dann wäre sie ja nicht mehr allein, er würde sie beschützen, er würde seine Hände auf das rauhe Gestein legen, um ihre zarten Füße zu schonen.

Der Tag der Heimkehr war gekommen. Als er in Korsika an Land ging, da küßte er den Boden, der seine geliebte Mutter trug. Er gönnte sich keine Ruhe, und singend und jauchzend, wie ein übermütiges Kind lief er durch die felsige Gegend seinem Dorfe zu. Da lag das Mäquis vor ihm, hinter dem das Dorf lag. Er konnte es noch nicht vor sich sehen, aber diese Augenblicke der Vorfreude waren etwas so Köstliches für ihn, daß er plötzlich innehielt und sich auf die Erde setzte, um sie auszukosten. Selig sah er in das Gestrüpp in der Richtung, wo er die Hütte der Mutter wähnte und sagte mit glücklichem überquellenden Lachen vor sich hin: Nur 20 Schritte brauche ich zu gehen, und ich sehe meine Mutter — meine Mutter." Während er noch da saß, wie ein seliges Kind, trat aus dem Gestrüpp ein alter, bärtiger Korse auf ihn zu: „Puccio, wahrhaftig Puccio!" rief er im höchsten Erstaunen aus. „Aber was tut ihr hier? Eure Mutter ist vor einem Jahr mit dem reichen Italiener und dem kleinen Jungen nach Florenz gegangen. Sehr froh wird sie nicht sein, wenn ihr wiederkommt und sie an die kargen Zeiten hier auf der Insel erinnert." Puccio hat ihm mit großen Augen, in denen der Haß aufsteigt, zugehört. Dann schrie er laut auf, lachte wie ein Irrsinniger und rief: „Gelogen, alles gelogen, du Hund!" und war im Mäquis verschwunden. Niemals ist er wieder herausgekommen, um in sein Dorf zu gehen. Manchmal sehen ihn die Holzfäller von weitem und dann ruft er ihnen mit heiserem Lachen zu: Er hat gelogen! Nur 20 Schritte brauche ich zu gehen, und ich bin bei ihr. Ich weiß, daß sie auf mich gewartet hat!"

Puccio hat nie den Mut gefunden diese 20 Schritte zu gehen.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.